

Samstag, 10. August 2024

Kommentar
zur Woche**Die Elefanten
unter uns**

Reden wir über das Wichtige, reden wir also über die Elefanten im Raum, und von denen gibt es derzeit zwei: einen ganz grossen und einen zweiten, der vielleicht noch grösser wird. Beiden gemein ist eines: Sie lösen Unsicherheit aus und führen zur diffusen Gewissheit, dass sich grad ziemlich vieles ändert.

Hinter dem ersten Elefanten verstecken sich der russische Präsident Wladimir Putin und sein mögliches zukünftiges Gegengewicht Donald Trump. Aus europäischer Sicht hat Putins Angriffskrieg in der Ukraine die Ära der Nachkriegsordnung hinweggefegt. Wird Trump Ende Jahr erneut amerikanischer Präsident, entscheiden sich die USA noch einmal für ein Experiment mit unsicherem, dafür aber umso explosiverem Ausgang für die restliche Welt. Hat Putin die längste europä-

«Damals änderte sich vieles zum Guten. Jetzt, 35 Jahre später, ist es umgekehrt.»

sche Friedensperiode seit dem Zweiten Weltkrieg kriegerisch beendet, ist noch unklar, wie viel Geschirr ein amerikanischer Präsident Trump in Europa, aber auch im Nahen Osten und in China zerschlagen wird. Wenig wird es nicht sein.

Noch drohender dürfte aber der zweite Elefant im Raum sein: der Klimawandel, der seit Jahren im Gang ist, aber stetig mehr Fahrt aufnimmt. Wetterextreme nehmen zu, Gletscher schmelzen schneller als berechnet, Jahrhundertereignisse finden alle zehn Jahre statt. Dass Küstenregionen überschwemmt und Berggebiete unzugänglich werden, ist kaum mehr zu bestreiten. Dass sich zudem der Golfstrom abschwächen könnte, ohne den Europa nicht zu dem geworden wäre, was es heute ist, ist zu befürchten. Über die Folgen macht man sich heute vielleicht in Norwegen Sorgen. Betroffen sein davon wird aber ganz Europa.

Zum letzten Mal wurden wir ausgangs der Achtzigerjahre mit dem Ende des Kalten Krieges von einem ähnlich umfangreichen Wandel erfasst. Damals änderte sich vieles zum Guten. Jetzt, 35 Jahre später, ist es umgekehrt. Höchste Zeit, sich mit Elefanten zu befassen!



Reto Furter,
Leiter Chefredaktion
reto.furter@sonedial.ch

Verner Solers Seiltanz zwischen zwei Welten

In Los Angeles ist er erfolgreich als Creative Director einer internationalen Werbeagentur, in Vrin hilft er seinen Verwandten beim Heuen. Nun veröffentlicht Verner Soler eine Hommage an sein Lugnezener Heimatdorf – ein Ort, der ihn nie losgelassen hat.

Jano Felice Pajarola

Land Cruiser – the truck that gets you back. Temu – shop like a billionaire. Prius – the longest chase. Wie passt das zu diesem Mann, der da in Vrin Dado, einem beschaulichen Weiler ziemlich weit hinten in der Val Lumnezia, vom sanierungsbedürftigen Hausdach seiner betagten Eltern steigt und sich den Staub von den Kleidern klopf, weil er gerade den Zimmerleuten bei der Arbeit geholfen hat?

Natürlich könnte man auch umgekehrt fragen. Far fein, far lenna, dar allas cauras, heuen, holzen, Geissen füttern, wie passt das zu diesem Mann, der da in Los Angeles, drüben auf der anderen Seite des Ozeans und dann weiter quer durch Amerika, als Creative Director bei Saatchi und Saatchi catchy Werbeslogans und snappy Kampagnen für japanische Autos und chinesische Onlinehändler kreiert?

Wie ein aufsteigender Taucher

Es sind die zwei grundverschiedenen Welten des Verner Soler. Hier das Bündner Bergdorf, in dem er aufgewachsen, dort die kalifornische Millionenmetropole, in die er vor über 30 Jahren ausgewandert ist. Dazwischen, jedes Mal: eine lange Reise zurück mit Flugzeug, Bahn und Postauto, 15 Stunden mindestens, aber 15 Stunden, die für ihn einst so unerlässlich waren wie für einen Taucher das langsame Aufsteigen aus den Tiefen der See.

Ein Vergleich, der von ihm selbst stammt, festgehalten in seinem eben erschienenen Bildband mit Fotografien aus Vrin. Das grosse Buch liegt vor ihm auf dem Tisch, er sitzt mittlerweile in der kleinen Küche im Haus seiner Eltern, in dieser Küche mit ruckelnden Schiebetürchen an den Schränken, wie sie vor Jahrzehnten in Mode waren, und erzählt. Sein Schweizerdeutsch ist amerikanisch gefärbt, manchmal rutscht ein englisches Wort hinein, sein Romanisch aber ist so gut wie eh und je.

Die verbleibende Zeit nutzen

Die Küche war schon mehr oder weniger so, als Verner, heute 56, ein Kind war. Aber «la mamma» fand immer: Ich weiss, was wo ist, für mich ist es gut so. 92 Jahre alt ist sie heute. «il bab» gar 95. «Deshalb nutze ich jede Gelegenheit, bei ihnen zu sein und möglichst viel Zeit, die mir mit ihnen noch bleibt,



Vertraute Umgebung:

Die kleine Küche im Haus von Verner Solers Eltern in Vrin Dado hat sich über die Jahrzehnte kaum verändert.
Bild: Jano Felice Pajarola

«Ich hatte Angst vor Los Angeles.»

hier zu verbringen», sagt Soler. Der Gedanke daran, dass sie bald nicht mehr sein könnten, plagt ihn. «Das geht wohl vielen so, die emigriert sind.» Immerhin: Seine Schwestern Pia und Rajmunda leben nach wie vor im Dorf, er weiss also, «bab e mumma» sind nicht allein.

Der Gedanke an seine Eltern plagt ihn schon, als er sich entscheidet, wegzugehen. Verner, der Ende der 1980er Jahre gerade das Lehrerseminar in Chur absolviert und ein halbes Jahr in Vrin unterrichtet hat, kämpft zu dieser

Zeit mit «mental problems», Depressionen. «Ich fand, etwas stimmt nicht mit mir, ich bin nicht so wie die anderen», erinnert er sich. Am Seminar wird auch Psychologie unterrichtet, sich konnte zuvor nicht mal das Wort. In Vrin hatte man die Religion, wenn man ein Problem hatte.» Jedenfalls erfährt der junge Mann irgendwann: Es gäbe da eine bestimmte Therapie, die ihm helfen könnte. Aber nur in Los Angeles, ausgerechnet. Draussen in einer Welt, die er nicht kennt. Die ihn ängstigt.



Die Eltern in der Küche, 2009: «Sie hat sich seit meiner Kindheit kaum verändert. Ich weiss von allem, wo es ist, und für mich ist es genug, sagt Mutter. Meine Eltern fühlen sich wohl in der vertrauten Umgebung. Für mich heisst es: Ich bin nicht nur in der Gegenwart zu Hause, sondern auch in der Vergangenheit.»
Bild: Verner Soler



Rajmunda mit Gitzli, 2010: «Als Kinder wünschten wir uns, dass unsere Eltern alle Gitzli behalten würden.»
Bild: Verner Soler



Mutter auf dem Specksteinofen, 2010: «Auf dem Ofen lesen. Das tat Mutter, wenn die Nachrichten furchterregend waren.»
Bild: Verner Soler



Vater ruht sich aus, 1995: «Als ich 1990 wegging, fühlte ich mich enorm schuldig, weil ich wusste, dass die Arbeit, die ich bis dann erledigt hatte, auf meinen Vater zurückfallen würde.»
Bild: Verner Soler



Spielplatz, 2006: «Bevor ich nach Los Angeles ging, war ich ein halbes Jahr Lehrer in Vrin. Ich versuche mir vorzustellen, wie mein Leben aussehen würde, wenn ich damals nicht weggezogen wäre.»
Bild: Verner Soler

Soler, am Küchentisch, schlägt eine Seite des Fotobands auf, die Aufnahme aus dem Jahr 2010 zeigt seine Mutter, sie sitzt im Haus auf dem Stubenofen und liest die Zeitung, ein ungewöhnliches Bild. Soler kannte es ähnlich schon aus seiner Kindheit. «O Dieussas, tgei mund!», sagte die «mumma» jeweils, wenn sie auf dem Ofen Schreckensnachrichten aus der Welt draussen vorlas, einer Welt, die schon in Chur beginnen konnte, spätestens aber in Zürich.

Green Card aus der Lotterie
«Wenn die Eltern Furcht vor der Welt haben, ist das für dich als Kind sehr beängstigend», meint Soler. «Du schaust Vater oder Mutter an und denkst, ihr versteht diese Welt, ich nicht. Und wenn ihr sagt, es ist nicht gut da draussen, dann ist das ganz schlimm für mich.» Vorwürfe macht er seinen Eltern deswegen nicht, auch «bab e mumma» sind nur Kinder ihrer Zeit, das ist ihm klar, Berglerinnen und Bergler ihrer Generation mussten in wenigen Jahrzehnten mit enormen Umwälzungen zurechtkommen. «Und ich wusste, dass ich trotz allem eines Tages in diese Welt hinausgehen würde.»

Die Vorahnung wird 1990 Realität. «Ich hatte Angst vor Los Angeles. Ich fühlte mich schuldig meinen Eltern gegenüber. Aber ich hatte ebenso Angst, nicht zu gehen. Diese mir wichtige Chance zu verpassen.» Verner packt seine Siebensachen, tritt die Therapie in Kalifornien an. Bleibt sechs Monate, ein Jahr. 1991 gewinnt er in der Lotterie eine Green Card, «ich hatte echt Schweiss».

Er ist nicht der Typ «nomad»
Er beginnt in einem Copy Spot zu arbeiten, druckt für Künstlerinnen und Designer an den ersten Macs grossformatige Bilder aus. Wird Production Artist, kreiert Layouts. Kommt als Freelancer zu einer Werbeagentur, ertüffelt clevere Print Ads, gewinnt mit einer Kollegin einen Preis und damit die Aufmerksamkeit eines Creative Directors bei Saatchi und Saatchi. Der holt ihn 1999 in die legendäre internationale Agentur. «Und dort bin ich heute noch, sehr untypisch für diese Branche», sagt Soler. Er ist nicht der Typ «nomad», genau wie seine Eltern. Und er findet die Ortsbeständigkeit auch besser für seine eigene Familie, seine Frau Eva und den gemeinsamen Sohn Nicolas, der

heute 20 ist. «Und sehr amerikanisch», wie Soler lächelnd feststellt.

Er selbst kann nicht loslassen, bleibt der Seiltänzer zwischen den beiden Welten. «Sie zu vereinen, ist ein «struggle», ein Kampf. Wenn ich hier in Vrin bin, denke ich, warum lebst du eigentlich in Amerika? Macht doch irgendwie keinen Sinn. Dann gehe ich wieder rüber und merke, ich habe einen tollen Job, ein Leben, wie es nur in den USA möglich ist. Werbung ist für mich das totale Stressbusiness, aber ich habe nie einen langweiligen Tag, es ist herausfordernd, ich liebe das. Ich brauche dieses Stimulans. Gleichzeitig ist mir das

«Eine Kamera kann ein Eisbrecher sein. Sie ist aber auch ein sehr offensives Objekt. Fast wie ein Revolver. Sie bringt dich nicht um. Aber ein falsches Bild kann deine Karriere ruinieren.»

Buchtipps

Verner Soler:
«Home through an Emigrant's Lens - Flüchtlinge Heimat - Bandunare mai schar dar». Chasa Editura Rumantscha. 336 Seiten, 153 Abbildungen. Rund 49 Franken.
ISBN 978-3-03 942-201-2.

regelmässige Zurückkehren nach Vrin sehr wichtig. So bin ich halt mit einem Fuss drüben und mit einem hier, manchmal auch voll hier oder voll dort.» Obwohl seine Schwester Pia, Hirtin auf der Alp Scharboda, ab und zu mahnt: Du fotografierst, statt hier zu sein. Natürlich, Soler kennt das. «Als Fotograf bist du immer der «observer». Und als Beobachter kannst du nie voll dabei sein, kannst dich nicht am Leben beteiligen. Du musst dich entscheiden, entweder, oder. Es ist immer eine Frage des Abwägens.»

Begeistert seit der Seminarzeit

Die Fotografie: Sie packt Verner schon in der Seminarzeit, sein Kollege Casper besitzt eine Minolta, zeigt ihm seine Dias, der Vrinler ist begeistert, hat zwar kein Geld für eine Kamera, kann sich aber für den Anfang im Dorf eine ausleihen. Ist er später von Los Angeles aus wieder mal daheim, fotografiert er. «Aus purem Instinkt. Dinge, die mir von der Kindheit her wichtig waren.» Es ist eine langsam verschwindende Welt, die er dokumentiert, das wird ihm rasch bewusst: bäuerliche Arbeit, dörfliche Traditionen. Menschen in ihrem Alltag. Die Eltern, die Schwestern, die Verwandtschaft. Manchmal auch einfach Dorfdäcker, Berge, Wiesen, Schnee, Nebel. «Ich wollte damit auch dem Gefühl entgegenwirken, mich von Vrin zu entfremden. Und es war meine Art, mit dem Heimweh umzugehen.»

Zu Beginn ist er scheu, weiss nicht, wie man im Dorf den «Amerikaner», der doch einer der Ihren bleiben will, wahrnimmt. Ihn, der gerade wieder mal – wie ein Taucher aus der Tiefsee – aus Los Angeles nach Vrin aufgestiegen ist. «Wenn ich mit dem Flugzeug in Zürich landete, das war – wow», Soler ahmt ein tiefes Aufschauen nach.

«Und dann Chur, wow. Die Zugfahrt nach Ilanz, wow. Erst recht die Busfahrt nach Vrin, das alles hat mich regelrecht überschwemmt mit Erinnerungen.»

Der Moment muss stimmen

Herzklappen auf den letzten Metern zu Fuss. Herzklappen im Dorf. Herzklappen beim Fotografieren. Er beginnt mit der Familie, dann traut er sich, auf Spaziergängen in Vrin die Leute anzusprechen, «astgass jeu vegnir a far in per fotografias cum tei?», jaja, du darfst schon Bilder machen, «sch'ti manegi-as», wenn du meinst. Verner bleibt da-

bei immer sehr vorsichtig. Er weiss, wie man es in Amerika wahrnimmt: «Eine Kamera kann ein Eisbrecher sein. Sie ist aber auch ein sehr offensives Objekt. Fast wie ein Revolver. Sie bringt dich nicht um. Aber ein falsches Bild kann deine Karriere ruinieren.» In Vrin soll keinesfalls dieser Eindruck entstehen. Bittet er jemanden, sich ablichten zu lassen, drückt er nicht sofort auf den Auslöser. «Es kann sein, dass wir eine halbe Stunde lang einfach miteinander reden. Irgendwann nehme ich vielleicht die Kamera und mache ein paar Fotos.» Manchmal funktioniert es, manchmal nicht. «Man merkt, ob der Moment stimmt.»

Von 1992 bis 2022 kommen Tausende Aufnahmen aus dem Dorf zusammen. Rund 500 davon hat Soler für sein Buch vorausgewählt, dann haben Verlegerin Anita Capaul und Grafiker Dominik Richard Kurmann die Auswahl auf etwa 150 nun veröffentlichte Bilder reduziert, Soler wiederum hat jedes mit erzählenden, sich ergänzenden Legenden in Englisch, Deutsch und Romanisch versehen.

Ein Geschichtswerk für Vrin

Eine Dorfgeschichte des Erinnerns und Verschwindens, ein historisches Werk für Vrin, das hat ihm schon Verlegerin Capaul gesagt. «Ich habe meine fotografische Arbeit gar nie so wahrgenommen», meint Soler. «Ich hoffe, dass meine Bilder ein Gefühl von Liebe zur Familie und zum Dorf hinterlassen. Das ist mein Ziel. Und eigentlich sind die Momente, die ich dabei mit den Menschen verbringe, viel wichtiger als die Aufnahmen. Denn diese Augenblicke haben mir dabei geholfen, mich nicht von Vrin zu entfremden.»

Ja, er könnte sich vorstellen, für längere Zeit im Dorf zu leben, das gibt Soler zu. «Aber ein paar Jahre habe ich jetzt noch in Los Angeles zu tun», er lacht. Macht sich bereit, erneut aufs Hausdach zu steigen, zu den Zimmerleuten. «Vielleicht wäre ich auch superhappy, wenn ich in Vrin geblieben wäre. Wer weiss. Aber ich bin froh, dass ich gegangen bin. Ich habe viel gelernt, und es war nicht einfach. Aber es hat mich geprägt. Und diese Erfahrung kann mir niemand nehmen.»

Buchpräsentation:
Sonntag, 15. September, 14 Uhr,
Mehrzweckhalle Vrin.